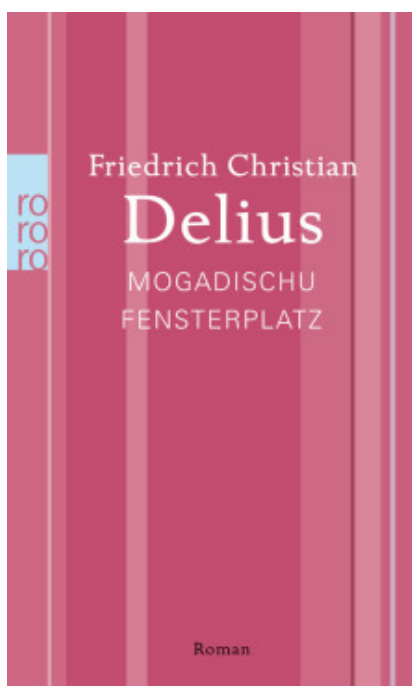


Leseprobe aus:

Friedrich Christian Delius

Mogadischu Fensterplatz



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Friedrich Christian Delius

Mogadischu
Fensterplatz

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Neuausgabe August 2014

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg, August 1987

Copyright © 1987 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung any.way, Walter Hellmann

Satz Adobe Garamond Pro OTF (InDesign) bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 26763 5



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

Die veröffentlichten Aussagen ehemaliger Geiseln, insbesondere der Passagiere des Lufthansa-Flugzeugs «Landshut», förderten die Arbeit an diesem Buch. Das aber gibt, selbstverständlich, nur eine Version wieder – die des Autors.

Eins

Ich werde den Antrag nicht ausfüllen. Name, Staatsangehörigkeit, Beruf, das ist schnell beantwortet, aber wenn ich gefragt werde, Welche Körperschäden haben Sie durch eine Gewalttat (§ 1 OEG) erlitten?, dann kann ich nur sagen: nein, so nicht. Denn ich weiß nicht, ob ich wirklich Schaden genommen habe, ob die Körperschäden zu beschreiben oder zu messen sind und ob ich sie mit Geld gemildert haben möchte.

Die andern Fragen sind noch verrückter. Was tun sie mir da an mit ihrem Antrag auf Versorgung nach dem Gesetz über die Entschädigung für die Opfer von Gewalttaten (OEG)! Den Tatort nennen, als wüsten den nicht alle Leute seit Wochen auswendig! Meine mögliche Verwandtschaft zum Täter angeben, seine Adresse sogar, und am Ende wünscht man Auskunft, ob ich schon einen Behinderten- oder Beschädigten-Ausweis beantragt habe. Nein, ich bin nicht behindert, bin nicht beschädigt von dieser Reise zurückgekehrt, im Gegenteil! Es war ein Umweg und sonst nichts!

Kein Beamter soll mich versorgen, kein Psychologe beleidigen, von Journalisten und Polizisten lass ich mich nicht länger auspressen. Zu lange habe ich mitgespielt. Die Aufmerksamkeit hat mir geschmeichelt, die Trinkgelder waren auch nicht schlecht, aber jeden Tag wurden meine Antworten routinierter, schneller, falscher. Jeden Tag mehr Verkürzungen, Beschönigungen, Klagen. Und jetzt dieser Antrag! Ich muss

von vorn beginnen, noch einmal. Warum regt so ein albernes Formblatt mich auf, reißt mich zurück, lädt das Gedächtnis auf, schwemmt die Bilder, Grimassen und Laute heran, brennt mir den Gestank auf die Haut und schließt mich wieder ein in das Flugzeug?

Weit entfernt sehe ich eine andere Andrea Boländer, die vor fünf Wochen mit leichtem Gepäck in Palma einstieg, den Fensterplatz besetzte in der Reihe 10, nach dem Start sich zurücklehnte und einen Brief begann, Lieber Stefan, und drei oder vier ungeschickte Sätze schrieb, das Blatt vom Block riss mit der Absicht, das Nötige in einem Satz zu sagen, der aufhören sollte mit dem Wort «aus».

Plötzlich Schreie wie Blitze, ganz nah, von allen Seiten, schrille, zänkische Mädchenstimmen, hartes, unverständliches Befehlsgebrüll, kratzendes Englisch, polternde Schritte, die Schreie gleichzeitig vorn und hinten, immer lauter und bellend. Die Gedanken beschäftigt mit dem einen, schlagenden Satz für den Brief, nur das Gehör war schon hellwach mitten in der neuen Situation, von der ich noch nichts begriff, es sortierte die verschiedenen Heftigkeiten und Tonlagen der Geräusche: Angstkreischen, Zetern, Frauenschreie, Männergebrüll, Schreckensrufe. Nichts davon passte in ein Flugzeug. Die überraschende und anhaltende Detonation menschlichen Lärms sagte mir zuerst nichts, sie zeigte nur an, dass etwas Unerhörtes geschehen war oder beginnen sollte. *Hands up! Hands up! Hands up!*, das war das einzige und stän-

dig wiederholte Gebrüll, das immer deutlicher alles andere übertönte.

Hände, lauter Hände, einzeln und paarweise, Arme, immer mehr Arme wurden zögernd in die Höhe gereckt, vorsichtig angewinkelt, als sei noch nicht sicher, ob der Befehl ein Befehl ist. Ich klemmte den Schreibblock mit dem Kugelschreiber ins Netz vor mir und gab, beinah ohne Angst und Hast, den Befehl an die Muskeln weiter. Sie gehorchten. Der Anfang einer Schwimmbewegung. Ich reihte mich ein. Schwamm reglos mit. Alle Passagiere, die ich von meinem Platz aus sehen konnte, hatten die Arme nach oben gestreckt. Die Protestrufe ebten ab, die deutschen Schrecklaute verschwanden, aufgeregte und ängstliche Äußerungen eines winzigen Widerstands, aber es blieben die Kommandostimmen von Frauen und das Gebell eines jungen Mannes und hallten wider im Ohr und wurden wiederholt in der einzigen Sprache, die von nun an galt, *Hands up! Hands up! Don't move!*

Eine der schreienden Frauen schritt an uns vorbei und hielt in ihrer Hand einen metallenen, faustgroßen Gegenstand, den ich nur in Filmen gesehen hatte und sofort erkannte, eine Handgranate. Ihr gellendes Gekreische *Don't move! Hands up! Don't move!* machte mir mehr Angst als die Granate, die sie wie ein Pfand hochhielt oder wie ein Beweisstück, als hätte sie sonst nichts, was ihr die Kraft geben könnte zu schreien mit einer erregten, explodierenden Stimme, die tatsächlich eher aus der Granate als aus dem Mund zu dringen schien. Und das war nur eine von mehreren Stimmen, denen wir einige zehn Sekunden lang und damit schon entschieden zu lange gehorchten, von Befehlen und Waffen überwältigt, zurück-

gedrückt in die Sessel und aufgehängt an den eigenen Händen.

Von vorn wurden Leute durch den Mittelgang getrieben, Stewardessen darunter, und weiter nach hinten gedrängt, ein junger Mann mit Pistole befahl die Richtung. Sie wurden gegeneinandergedrückt, wehrten sich mit verzögerten Schritten und versuchten, Körper an Körper stehend, im Gedrängel Schutz zu finden. Niemand wollte im Schussfeld der Pistole sein. Die Leute hielten die Hände hoch, aber nur halbhoch, in Kopfhöhe, denn sie mussten sich gleichzeitig festhalten beim Geschobenwerden. Das aufgerissene Gesicht einer Frau in meinem Alter, die sich empören wollte, aber nur irrend und geschlagen um sich blickte und Hilfe suchte in einem andern Gesicht, traf meinen Blick. Sie begriff nichts oder begriff doch alles, sie ahnte vielleicht, dass es jetzt nicht mehr darauf ankam, was wir begriffen. Sie, so schien es mir, sah mich genau so an wie ich sie, zwei Gesichter, die einander als Spiegel dienten und im gleichen Moment darüber erschrakten. Es war wie in einer dunkel bekannten und plötzlich hart aufleuchtenden Filmszene, und erst mein kaltes Zittern verriet mir, dass wir nicht im Kino saßen. Eine abgewürgte Angst lief durch den Körper. Ich holte Luft, um gegen die Salve der Schreie der Bewaffneten anzuschreien. Aber die Gesichtsmuskeln waren steif geworden, die Kiefer öffneten sich nicht, die Stimmbänder blockiert und trocken, und zwischen den Zahnreihen hörte das Zittern nicht auf.

Die Hände hoch, wusste ich nicht, wohin mit dem Kopf. Mal hielt ich ihn geduckt, mal neugierig gereckt. Mit einer halben Drehung nach hinten konnte ich das Gedränge im Mittelgang sehen, die Leute wurden einzeln auf die freien

Plätze im Heck befohlen. Wieder stießen neue Schreie auf die Echos der kurz zuvor gehörten Schreie, sodass es nicht die kleinsten Pausen gab und keine Gelegenheit, die eigene Reaktion zu überdenken.

Wir in der Reihe 10, ungefähr in der vorderen Mitte der Maschine, konnten sitzen bleiben. Wir wurden nicht getrieben, getreten, geboxt mit Faust und Pistolenlauf. Doch die Befehlsschreie kamen mir, obwohl sie mir nicht galten, so schlimm vor wie Hiebe. Sie trafen wie Schüsse, Schüsse, die durch die Ohren drangen, das Hirn löcherten, Schüsse, die keine Wunden zurückließen und doch auf eine ärgerliche Weise schmerzten und den Schmerz verstärkten, den die Ohren im Dauerfeuer des wiederholten *Hands up! Don't move! Hands up!* auszuhalten hatten, ein Befehl, der überdies unnötig und absurd wurde, da wir längst alle gehorchten und in beflissener Ängstlichkeit die Arme hochreckten wie ungelenke Anfänger eines Gymnastikkurses.

Einer der Bewaffneten trieb einen Mann vor sich her, den Piloten, in dunkelblauer Uniform mit goldnen Armstreifen unter den erhobenen Händen. Er war blass, ergeben, erstarrt. Sofort sah ich das Cockpit leer, keine Hand am Steuerknüppel, niemand vor den Instrumenten und dem Funkgerät, wer fliegt uns denn jetzt, niemand, gleich stürzen wir, ein Selbstmordkommando, gleich stürzen wir, ab in die Tiefe, torkeln hinunter auf Felsen, aufs Meer, zerschellen auf Wasserbeton, bloß nicht ersaufen müssen, von Wellen erschlagen, ersaufen. Es rettete mich der Gedanke, dass mindestens zwei, vielleicht drei Männer die Maschine steuerten. Einer von ihnen war offenbar entbehrlich. Das Flugzeug glitt weiter über die Wolken hinweg, ruhig, mit zuverlässig pfeifenden Düsen. Als der Pilot

oder Kopilot, das wusste ich in diesem Augenblick nicht, an uns vorbeigeführt wurde wie ein trauriger, gefangener Häuptling, sagte er leise:

– Alles tun, was die sagen! Alles tun, was die sagen!

Die Worte beruhigten mich, weil sie vernünftig klangen und weil es meine Sprache war, angenehm, vertraut, als hätte ich viele Tage in einem fremden Sprachgebiet gelebt. Gleichzeitig nahmen sie mir die Hoffnung, es könnte alles vielleicht doch nur ein Traum sein, ein Scherz, eine Übung. Die Pistole im Rücken der Uniform war erstaunlich klein. Die Augen der Passagiere folgten der Pistole, dem Piloten, dem brüllenden Mann, der mit der Waffe das Tempo der Bewegungen diktierte, und gingen dann ruckartig zu den Gesichtern der Nachbarn, als suchten sie, weit aufgerissen in einer fast verlegenen Hilflosigkeit, einen Halt wenigstens in der Nähe. Die Gesichter hatten sehr schnell alles Maskenhafte verloren, keines schien mehr getrimmt auf Schönheit, Erfolg, Urlaubslaune, so offen und ungeschminkt lag in ihnen allen der Schock. In der Erstarrung, die sich wie ein Mantel um die schüchterne Angst legte, war mir, als rückten auch die Uhrzeiger nicht weiter. Ich suchte Schutz und drückte mich an die Wand.

Mehrere Leute wurden umgesetzt, größere Kinder nach vorn geschubst, junge Männer von den Gangplätzen entfernt und auf Fensterplätze geschickt. Das zierliche Mädchen, das in meiner Reihe am Gang saß, wurde neben mich befohlen, und auf ihren Platz kam eine ältere Frau, die ihren Körper vor das heruntergeklappte Tischchen zwängen musste.

Die meisten Passagiere waren beim Essen gestört worden, sie hielten nun die Hände weit über die Tablett hinauf in die Höhe. Die Bestecke der Leute links neben mir in der Reihe 10

lagen griffbereit an den Hühnchenknochen. Das Zellophanpapier über den Nachtschälchen war noch nicht aufgerissen. Ich hatte das Essen abgelehnt, weil ich nach dem späten Frühstück keinen Hunger hatte und endlich den Brief schreiben wollte. Nun bekam ich plötzlich Appetit auf das Süße, das da unangetastet unter der Plastikverpackung in meiner Reichweite lag. Ich hätte sofort zugegriffen, selbst wenn es der schäbigste Vanillepudding gewesen wäre, hätte am liebsten drei oder vier Schälchen auf einmal geleert, hielt aber weiter, so tapfer wie feige, die Hände hoch, spürte das Süße oder die Einbildung des Süßen in der Nase, auf der Zunge, und dieser Geschmack linderte die Schreie.

Alles geschah blitzschnell. Stimmen, Bewegungen, Blicke kreuzten sich, prallten gegeneinander und zerfielen, neue Bilder schoben alles durcheinander, und leisere Befehle wie *You should be quiet!* oder *Hey, put your hands up!* klangen beinahe milde. Nach außen hin wurden die Passagiere immer ruhiger, und Panik, so schien es, zeigten nur die Bewaffneten, schreiend, gestikulierend, es ging ihnen alles zu langsam. Einer rannte durch die Maschine, hielt hier einem die Faust vors Gesicht, dort die Pistole, kommandierte, schlug und keifte, bis er endlich vorn verschwand.

Sechseinhalb Zeilen lässt der Antrag für die Genaue Schilderung des Tathergangs. Mit sechseinhalb Zeilen kann ich nicht einmal das Durcheinander der ersten lärmenden Sekunden schildern, in denen sich die Ereignisse gegenseitig überlagerten, auslöschten, überboten.

Ein Schlag aufs Trommelfell, ich riss den Mund auf, ein

Schrei aus dem Lautsprecher. Eine männliche Stimme, heftig und überraschend nah in unerträglicher Lautstärke. Fast hätte ich die Hände heruntergenommen, um die Ohren zuzuhalten, aber ich streckte sie, erschrocken über meinen Reflex, rasch wieder hoch und ließ geduckt das Gebrüll über mich ergehen wie den Krach eines Tieffliegers. Ein Tiefflieger verschwindet, aber dieser Krach blieb über uns und hieb auf das Trommelfell ein, nichts war zu verstehen, nur furchtbares Englisch, in einem rauhen, drohenden Akzent. Ich meinte Wortfetzen herauszuhören wie *Follow the instructions, shot, executed*. Endlich schien der Mann zu merken, dass seine Anstrengung umsonst war. Er befahl eine Stewardess zu sich. Von hinten kam Schluchzen. Dann schrie er wieder los und versuchte seine Ansage leiser und verständlicher zu machen. Aber er schaffte es kaum, die erregte Stimme kippte ihm wieder in bellendes Geschrei hinauf.

Er nannte sich Captain und fügte einen unverständlichen Namen an. Er brüllte etwas wie: *This airplane is under my command!* Er sagte: *Whoever refuses to follow my command will be executed immediately!* Er wiederholte: *Will be executed immediately!* Die Stewardess übersetzte: Wer meinen Anweisungen nicht Folge leistet, wird erschossen. Sie übersetzte die Wiederholung nicht und sprach die Ausrufungszeichen nicht mit, sie bemühte sich, den gewohnten Stewardessenton beizubehalten.

– Tun Sie bitte, meine Damen und Herren, was Captain Jassid sagt.

Sogleich ging es weiter, in englischer Brüllsprache: *Wer die Hände nicht über den Kopf hält, wird erschossen!* Wir hielten die Hände schon viele Minuten lang hoch wie befohlen, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie wir das noch länger aushalten

sollten. Er brüllte: *Wer redet, wird sofort erschossen!* Er machte eine Pause, als wollte er horchen, ob jemand zu widersprechen wagte. *Wer nicht sofort das Rollo am Fenster schließt, wird erschossen!* Ich überlegte einen Augenblick, wie ich mit erhobenen Händen das Rollo herunterziehen sollte. Auch andere auf den Fensterplätzen schienen zu zögern, dann wurde der Mann am Mikrophon deutlicher: *Alle, die am Fenster sitzen, sollen die Rollos schließen und sofort wieder die Hände über den Kopf halten!* Wir warteten auf die Übersetzung und zogen gehorsam die Rollos herunter, und ich nahm nicht einmal die Gelegenheit wahr, noch einen Blick auf ein Wolkengebirge oder hinab auf das Meerblau zu speichern. Ich folgte eilig dem Befehl wie die anderen, war beinah erleichtert, die aufdringliche Helle, den unendlichen, ärgerlich freien Raum hinter dem Guckloch wegschieben zu können und meine geschützte Ecke dunkel zu haben. Der Schreihals schien mit uns zufrieden zu sein, in milderem Ton sagte er: *Wer redet, wer auch nur ein Wort redet, wird erschossen!* Als die Stewardess das übersetzt hatte, klang unser Schweigen anders als in den Pausen vorher. Ich merkte, wie ich nickte, stumm mein Einverständnis gab.

Und jetzt die Bestecke! Wer nicht sofort alle Essbestecke in den Mittelgang wirft, wird erschossen! Ich sah auf das Besteck meiner Nachbarin, das noch auf dem Tablett am Gangplatz über den Knien der älteren Dame lag. Wir fixierten das kurze Messer, den Teelöffel, die schmale Gabel. Die Dame am Gang fühlte sich offenbar nicht zuständig, sie wandte den Blick nach vorn, als gehe von dem fremden Essbesteck eine Gefahr aus oder als wolle sie prüfen, was die anderen Leute taten. Meine Nachbarin zögerte, nach dem Besteck hinüberzugreifen, sie sah ratlos hin, dann fragend zu mir. Erst jetzt entdeckte ich,

dass das Plastikmesser und die Plastikgabel schon abgewischt und ordentlich am Tabletrand lagen, als hätte die Benutzerin sie gerade in die Handtasche packen wollen zum Andenken an eine Lufthansareise oder als Mitbringsel für Kinder. Die anderen Passagiere gegenüber hatten Messer und Gabel und Löffel längst in den Gang geworfen, plötzlich griffen beide Frauen neben mir entschlossen zu, vielleicht um die Gelegenheit zu nutzen, einem der Arme für einen kurzen Moment etwas Bewegung zu verschaffen, und die Jüngere war schneller, vielleicht weil sie sich von mir ertappt fühlte. Als ich das Besteck auf dem kotbraunen Läufer im Mittelgang verstreut liegen sah, die spitzen Zinken und geschliffenen Schneiden, begriff ich endlich den Befehl. Es waren Waffen. Es wären Waffen gewesen, wenn irgendeiner der Passagiere imstande gewesen wäre, ein brüchiges kleines Messer, eine Gabel ins Auge oder ins Herz eines Angreifers zu stoßen. Nun lagen diese lächerlichen und unbrauchbaren Waffen da wie achtlos hingeworfenes, billiges Beutegut nach einem verlorenen Feldzug. Wir hatten nicht einmal gekämpft und schon verloren, da lag wieder ein Beweis.

Im Antrag steht etwas von Abwehr. Sind Sie bei der Abwehr des rechtswidrigen Angriffs von anderen Personen unterstützt worden? Ja – nein. Gegebenenfalls von wem? Wer kann, wer will begreifen, dass wir uns nicht einmal gewehrt haben? Ich habe keinen Angriff abgewehrt, es hat mir niemand geholfen. Auch ich habe keiner Person geholfen, nicht einmal meiner Nachbarin, nicht einmal mit ein paar Worten. Stumm haben wir die Gewalt über uns ergehen lassen, reglos, eingerollt, stumm.

Ein Kind weinte, es redete im Weinen. Wird der Kerl das Kind anbrüllen, schlagen, erschießen? Ich hätte ihm alles zugetraut. Er befahl vier älteren Frauen, das Besteck aufzuheben und nach vorn in die Erste Klasse zu bringen. Die Frau, die für den Mittelbereich eingeteilt war, sah niemanden an, blickte verschämt auf den Boden, krümmte den Körper und bückte sich, während hinter ihr eines der Mädchen mit der Handgranate stand, wurfbereit, jede Bewegung kontrollierend. Das Kind weinte leiser. Dann mussten die Esstabletts eingesammelt und nach vorn gebracht werden. Die Hände der Frau, die das Tablett in unserer Reihe wegnahm, zitterten, ich fürchtete, sie werde es nicht festhalten, sie werde nicht mehr als zwei Tabletts tragen können, alles fallen lassen oder stürzen, aber sie ging mit vier oder fünf davon. Ich trauerte den Süßspeisen nach.

Das Kind weinte nicht mehr. Die Stille der Düsengeräusche wurde nur vom Klappern der Tabletts unterbrochen, bis eine ältere männliche Stimme von vorn durch die Kabine krächte:

– Was fällt Ihnen ein! Ich habe noch nicht aufgegessen!

Ich streckte die Arme weiter nach oben, um den Kopf unauffällig höher heben zu können. *Don't talk! Don't talk! Shut up! Don't move!* Eins der Handgranatenmädchen herrschte den Alten an und die Frau, die nicht wusste, ob sie dem Befehl folgen und das Tablett wegnehmen sollte.

Der Alte ließ sich nicht einschüchtern oder verstand nichts, er protestierte sogar heftiger:

– Was fällt Ihnen ein! Ich bin noch nicht fertig! Ich will weiteressen! Lassen Sie mich in Ruhe!

Ein Tumult, ein überraschender Widerstand brach auf,

der Anführer verließ das Mikrofon und brüllte, die dolmet- schende Stewardess kam hinzu. Man redete hin und her, und die Stimme des Alten stach immer seltener von den anderen ab. Nach kurzer Verhandlung ging jeder wieder auf seinen Platz, der Alte schwieg.

Sofort waren die Schreie aus dem Bordlautsprecher wieder da, böser und härter als vorher. *Wer Waffen dabei hat, legt sie in den Gang!* Niemand rührte sich. *Alle harten Gegenstände, Messer, Feuerzeuge, Käämme, raus damit!* Pause. *Wer jetzt noch Waffen bei sich hat, wird erschossen!* Die Männer wurden auf- gefordert, einer nach dem andern, in den Gang zu treten. Sie wurden durchsucht. Manche geschlagen. Minuten, die nur unterbrochen waren vom klatschenden Geräusch einer Hand, die in ein Gesicht traf. Der Captain schrie *What's that? What's that?* Er hielt eine Nagelfeile hoch. *That's a weapon! Weapon!*, schrie er und schlug wieder zu. Bei jedem Schlag zuckte ich zusammen, als täte es mir weh, und es tat mir weh, ich saß wie gelähmt und versuchte, die hochgestreckten Arme gegen die Ohren zu pressen. Das Mädchen neben mir lehnte seinen Oberarm an meinen. Wir sahen nicht hin, wenn geschlagen wurde, wir hörten nur das hässliche Klatschen von Fleisch und Knochen gegen Fleisch und Knochen, begleitet von Schreien, die nicht die Schreie der Geschlagenen waren, sondern die Schreie der Schläger. Frauen blieben von der Durchsuchung verschont. Uns trauten sie offenbar keine Angriffsabsichten und keine versteckten Taschenmesser zu.

Der selbsternannte Captain war mit seinen Kommandos noch nicht fertig. *Jeder wirft seinen Ausweis auf den Gang! Und alle zionistischen Waren, raus damit!* Ich warf den Ausweis hin und überlegte, was er mit zionistischen Waren meinte. Wir

kamen nicht aus Israel. Orangen hatte ich nicht dabei. Ich erinnerte mich nicht, in letzter Zeit Waren mit dem Aufdruck Made in Israel gesehen oder gekauft zu haben. Woher sollte ich plötzlich die Herkunft der Gegenstände kennen, mit denen ich mich umgab? Und warum sagte er nicht israelisch, wenn er israelisch meinte? Oder meinte er Waren, die irgendwo in der Welt von Juden gefertigt oder verkauft wurden?

Schon folgte der nächste Befehl. Das Handgepäck sollte bereitgehalten werden zum Einsammeln. Ich nahm meine rostrote Leinentasche auf den Schoß. Alles tun, was die sagen. Die Zeitung und den Schreibblock mit dem Kugelschreiber im Netz vor mir prüfte ich kurz und entschied, dass das alles nicht zum Handgepäck gehörte. Ich befolgte den Befehl nicht hundertprozentig. Zum ersten Mal in diesen chaotischen, von einer neuen Ordnung diktierten Minuten spürte ich den Wunsch nach einem winzigen Widerstand, und ich wusste, ich würde nur die Dumme spielen können, wenn man mir mit Vorwürfen oder Schlägen käme. Aber der Wunsch war stärker, die wenigen Sachen bei mir zu haben, die ich mir für den dreistündigen Flug zurechtgelegt hatte. Die Bereitschaft zu einem ersten, kleinen Risiko war für einen Augenblick größer als die Angst. Von vorn die Brüllstimme: *We don't want your money, lady! We don't need your jewels! Keep it! Keep it!* Die kleinere der beiden Frauen umklammerte die Handgranate in der einen Hand und nahm meine Tasche in die andere, ich spürte ihren Blick. Du bist also auch dabei! Das war nicht einmal böse gemeint, fast wie der Begrüßungsblick des Flugpersonals beim Betreten der Maschine. Unter der Granate baumelte der herausgezogene Sicherungsstift. Sie ging stumm zur nächsten Reihe vor und ließ sich weiter beladen. Ich

dachte, die kennst du doch! Du kennst eine, die so aussieht wie die da!

Captain Jassid schrie durch die Lautsprecher, wir sollten weiter die Arme hochhalten, aber wir dürften sie auch auf die Lehne des Vordersitzes stützen. Nach der Übersetzung folgten keine weiteren Anweisungen. Ich wollte die Arme sofort nach vorn sinken lassen, aber sie waren schon so schwer und wie gebrochen in einen Befehl gegipst, dass sie nur verzögert reagierten, bis sie aus der wackligen Starre fielen. Heftig krallte und spannte ich die Finger, bis das Blut wieder zu kreisen begann und wie eine feine Spur nachlassenden Schmerzes von den Armen aus durch den Körper und bis in den Kopf zog.

Der geordnete Ablauf der einzelnen Etappen dieses Überfalls hielt mich so in Atem, dass die Fragen nach dem Warum immer wieder zurückgedrängt oder von neuen Ereignissen überlagert wurden. Alles, was da geschah, war so unreal wie eine Traumszene, die in einen Albtraum umkippte. Das Irreale aber wurde mit größter Sorgfalt abgewickelt. Wie sie uns plünderten, einschüchterten, wehrlos machten, das hatte eine Ordnung, eine Logik, die sich kaum von der Logik der Anweisungen für Notlandungen unterschied. Eher verblüfft als hilflos war ich meinen Beobachtungen und Empfindungen ausgeliefert. Alles ging zu schnell und zu langsam zugleich. Erst allmählich stellte sich der Begriff für all diese Vorgänge ein, Entführung. Es ist tatsächlich eine Entführung, was hier stattfindet! Und diese Leute da, das also sind Entführer!

Im Magen ein Würgen. Ich wollte die Hand auf den Bauch legen. Etwas essen. Der Magen gab dem Kopf das Signal, endlich Fragen zuzulassen. Der Kopf stellte sich dumm, kam noch nicht darüber hinweg, dass er gefangen gehalten war von Pistolen, Handgranaten und Befehlsschreien. Der Kopf wusste nicht weiter. Alles tun, was die sagen. Niemand wusste, wer die vier Bewaffneten waren, was sie wollten und was sie ausgerechnet von uns wollten. Aus ihrer dunkleren Hautfarbe und aus dem Befehl, zionistische Waren abzugeben, ließ sich schließen, dass es sich um Araber handelte, vielleicht Palästinenser. Auch der Name Jassid wies in diese Richtung. Aber was konnten die vier mit einer Lufthansamaschine voll Urlaubern vorhaben?

Die Angst kam schubweise. Sie rollte mit diesen Fragen heran, die in den ersten Minuten oder Viertelstunden blitzartig, dann immer wuchtiger und nacheinander durch Magen und Kopf schossen. Schnell schoben sie mich auf das Ende zu. Die schöne Sicherheit des Gedankens: Tod, Schluss, Aus.

FASTEN SEAT BELT – bei jeder kleinen Turbulenz in der Luft kommt die Aufforderung zum Anschnallen, aber nun, da wir geradeaus in den Tod fliegen, leuchten die Signale nicht auf! Nicht die schussbereiten Waffen, nicht die turnstundenhafte Ordnung unserer aufgereihten, hilflosen Hände, nicht diese Lähmung war es, die mich an den Tod denken ließ. FASTEN SEAT BELT, das war das höhnische Menetekel, wir werden sterben und sind nicht einmal angeschnallt! Ich war ganz nüchtern, als mir zum ersten Mal der Gedanke kam, wir werden sterben, es dauert ein paar Minuten, und alles ist vorbei. Ich hatte Angst davor, unangeschnallt abzustürzen, aber fürchtete kaum den Tod. Ich rettete mich hin zu der Vorstel-

lung, was ist, wenn ich tot bin, was ist dann? Einfach tot sein und lauter Fehler gemacht. Nicht einmal Stefan den Laufpass gegeben, den Brief viel zu lange hinausgezögert. Schon vor der Reise hätte ich sagen können, mach dir bitte keine Hoffnungen mehr. Nichts als Unordnung werde ich hinterlassen. Ach, es war alles egal. Wenn ich tot bin, wird er weinen? Hätte er geweint, wenn er den Brief bekommen hätte? Nein. Und Rainer, wird der weinen? Beide weinen, die ungleichen Freunde, aber jeder anders, und wie wird das aussehen? Ich dachte kaum an die Eltern, die Kollegen, die Freundinnen. Stefan und Rainer weinten im Wettstreit miteinander, als kämpften sie zum letzten oder zum ersten Mal um mich. Ich wäre gern dabei gewesen. Im schwarzen Anzug Rainer vor dem Spiegel, er rasiert sich, welches Rasierwasser hat er auf der Haut bei meiner Beerdigung? Ich sah im Spiegel mich, ihm über die Schulter blickend, der Spiegel beschlug. So klammerte ich mich an die Vorstellungen vom Ende, an die schmeichelnden Phantasien, andere um mich trauern zu sehen. Nein, ich hatte mich noch nicht aufgegeben, im Gegenteil, der Gedanke an mein Begräbnis hielt mich am Leben. Sonne schien auf dem Friedhof. Ich hielt die Schaufel fest, ich gab sie nicht aus der Hand. Es war die einzige Schaufel, die Zeremonie geriet durcheinander, wurde unterbrochen, die Leute liefen lachend zum Ausgang und warfen sich in die Autos.

Ich könnte sagen, ich bin tot gewesen, viele Male tot in diesen fünf Tagen, das wäre keine Übertreibung. Aber es käme mir übertrieben vor, von Körperschäden viel Aufhebens zu machen. Zwei Zeilen für die Frage Welche Körperschäden

haben Sie durch eine Gewalttat erlitten? Habe ich gelitten, und was habe ich erlitten? Zu solchen Wörtern greifen die Herren aus den Ämtern, wenn sie mal nicht bürokratisch sein wollen!

Die schmerzenden Arme erhoben, nicht angeschnallt, ohne Gepäck, im letzten Hemd, rechts das vom Rollo abgedeckte Fenster, nein, kein Sargfenster. Nach links alles offen. Ich war nicht allein, mein Arm berührte den Arm meiner Nachbarin, ein Mädchen von siebzehn oder achtzehn Jahren. Ich traute mich nicht, das Sprechverbot zu übertreten und flüsternd nach ihrem Namen zu fragen. Alles tun, was die sagen. Sie seufzte mehr als ich, sie zitterte mehr, sie war jünger, blonder, hübscher als ich, nichts wusste ich von ihr, aber sie schien mir langsamer im Begreifen, und ich war plötzlich sicher, sie wird vor mir verrückt werden.

Bloß nicht verrückt werden! Du bist nicht persönlich gemeint. Bleib ruhig. Alles tun, was die sagen. Alles tun, was die sagen. Du bist nur ein Objekt für diese Leute. Wenn du eine Chance hast, dann die: Möglichst gelassen bleiben. So tun, als wärest du schon tot. Als wäre alles Schlimme hinter dir. Als könne dir nichts mehr passieren. Schlaf oder schau hin. Bleib die du bist, die Forscherin. Auch wenn es nichts mit deiner Zoologie zu tun hat, ein Experiment ist es auf jeden Fall. Alles tun, was die sagen. Alles beobachten und im Gedächtnis speichern, was du hörst, was du siehst, was du fühlst in deinen Nervenzellen!